

Vorwort

Aus ganz verschiedenen Gründen funktionierte die Schweiz lange höchst erfolgreich. Einer der Faktoren für dieses Gelingen war das, was – unbestimmt genug – politische Kultur heisst. Wie immer man diese, empirisch-sozialwissenschaftlich nicht leicht zu definierende Grösse zu fassen versucht: am Begriff und am Problem des Gemeinsinnes ist in ihrem Kontext nicht vorbeizukommen.

Nun ist unbestreitbar *ein* Ergebnis des Jahres 2009, dass es zumindest fraglich geworden ist, ob die Schweiz tatsächlich noch «gut funktioniert». Naheliegend ist daher der Gedanke, dass es mit dem hiesigen Gemeinsinn und der republikanischen politischen Kultur entsprechend schlecht steht. Indikator für solche Befunde ist etwa der nicht gerade glänzende Zustand des auf die Milizidee gegründeten eidgenössischen Volksheeres.

Eine der leitenden Thesen des vorliegenden Essays ist die Annahme, dass das eine zu schlichte Diagnose über die Herkunft der Schweizer Schwierigkeiten ist. Denn «Gemeinsinn» meint ja nicht bloss die subjektive Bereitschaft der Einzelnen, zugunsten kooperativer Leistungen auf persönliche Vorteile zu verzichten. Gemeinsinn braucht, um wirksam werden zu können, intersubjektiv geteilte, inhaltliche Vorstellungen von dem, was das eigene Land ist; was seine Stellung in der Welt definiert; wie wichtig diese Besonderheiten für die Bürger und Bürgerinnen sind; welche Elemente den Kern des nationalen Basiskonsens bilden sollen. – All dies ist seit zwanzig Jahren, nach dem Ende des Kalten Krieges, hierzulande unsicher geworden, aber in seiner Zerbrechlichkeit lange verborgen geblieben.

Dass die Schweiz – um das abgenutzte Wort noch einmal zu verwenden – in einer Identitätskrise steckt, stecken *muss*, wurde zwar seit dem Mauerfall und dessen Folgen immer wieder analysiert, wahrhaft angekommen im öffentlichen Bewusstsein ist dieses Faktum aber erst im Zeitpunkt, da sich die Schweiz auf jener ominösen schwarz-grauen Liste der OECD fand, die schonungslos deutlich machte, dass die alten Selbstbehauptungstaktiken des Landes die nötige Kraft verloren hatten: das Konzept einer bewaffnet neutralen, das Bank-, böse gesagt,

ihr Steuerhinterziehungsgeheimnis hütenden, globalökonomisch betrachtet, finanziellen Mittelmacht, die sich als Kleinstaat kaschiert, der politisch am liebsten im extraterrestrischen Raum schweben möchte, das war nun – im In- wie im Ausland – endgültig unglaubwürdig geworden.

Die Konsequenz der erwähnten Einsicht bedeutet, dass über die Frage, worin unsere tragenden kollektiven Überzeugungen bestehen können, schon lange ein grundsätzlicher Konflikt aufbrechen musste oder, genauer gesagt, *sollte*.

Wirklich offen wurde dieser Konflikt nie geführt. Denn die für das Selbstverständnis der Nation entscheidende Auseinandersetzung mit den ideenpolitischen Prämissen der *Confoederatio Helvetica* findet allein indirekt statt; in der Beschäftigung mit den Dezisionsnotwendigkeiten des sogenannten «Bilateralismus» zum Beispiel oder durch Bekundungen kollektiven Missbehagens wie jüngst mit dem europaweit vernommenen Ja zur «Minarettinitiative».

Jedem Beobachter, der die Schweiz gleichermassen interessiert wie nüchtern und aus einiger intellektueller Distanz betrachtet, ist indes klar, dass der Kulturkampf um die künftige Identität der Eidgenossenschaft zwar spätestens mit der Abstimmung über den EWR-Vertrag im Dezember 1991 begann, jedoch erst mit den Ereignissen im Frühling 2009 jene Verschärfung erfahren hat, die die Wahrnehmung seiner Wirklichkeit und Dringlichkeit nicht mehr länger verdrängen lässt. Allerdings: Wer über die Probleme von Gemeinsinn und Bürgertugend, diesen heutzutage gerne unterschätzten Quellen gelingender Nationalstaatlichkeit, ganz generell nachdenkt (was ja das erste Thema des vorliegenden Essays ist), der wird über das Faktum unserer aktuellen Selbstverständigungskonflikte nicht besonders erschrocken sein. Eher ist das Gegenteil, nämlich erfreute Kenntnisnahme, fällig; aus dem einfachen Grund, dass die Vitalität einer politischen Gemeinschaft sich am besten im gemeinsamen Streit über die eigene künftige Gestalt beweist und erneuert. Gemeinsinn muss allemal etwas anderes sein als Diskursfaulheit und Konsensgläubigkeit. Das ist es im Übrigen, was ich im Essay die «Hirschman-These» nenne.

Der Schritt vom einen zum anderen, vom Generellen zum Speziellen, von der Kategorie des *citoyen* und der «Bürgertugend» zur Betrachtung der Schweiz und ihrer jüngsten Geschichte der letzten zwanzig Jahre, wird so zwanglos möglich. Und möglich bleibt dadurch die Zuversicht, dass sich das Land gerade im Streit über die eigene Zukunft neu (er)findet, um das zu bleiben, was es seit Langem ist: eine wahrhafte Demokratie.

Zürich, im Dezember 2009

Was ist das, ein «Land»?

Die Schweiz ist ein Land, das auf spezielle Weise vom Gelingen der Verständigung mit sich selber lebt. Einerseits sind explizite Grundsatzdebatten über den eigenen Sinn und Platz in der Geschichte gerade nicht die starke Seite der Schweizer, andererseits ist sich das Land – mindestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts – seiner Abhängigkeit von der stets wieder neu zu formulierenden *volonté générale* des Volkes (der Bevölkerung?) immer bewusst gewesen. Der Begriff der «Willensnation» ist der zum Schlagwort gewordene Ausdruck dieses Bewusstseins. Die helvetische Selbstverständigung geschieht allemal indirekt als (und über die) Verarbeitung konkreter, aber symptomatischer Problemstellungen. Nämlich in der Beschäftigung mit aussenpolitischen Beitrittsentscheidungen, als Auseinandersetzung mit der Ausgestaltung der AHV und des sogenannten *service public* oder über die Frage, was mit dem eidgenössischen Milizheer geschehen soll, usw.

Nach der Jahrhundertwende, im Zeitalter der Globalisierung, ist der schweizerische Prozess der kollektiven Identitätsbehauptung im Diskurs über die unmittelbar dringlichen Aufgaben freilich um einige Steigerungsgrade anstrengender geworden, weil jetzt selbst sein eigener Sinn nicht mehr vorausgesetzt werden darf: Was hält uns überhaupt noch zusammen, und was macht es nötig, über «unsere» Probleme nachzudenken? Wer sind «wir»? Und was ist das – «unser Land»? Überhaupt «ein Land»? Ein «Land», das vorkommt in Wortverbindungen wie «Landesausstellung», «Landesverteidigung» oder «Vaterland»? – Probieren wir ein paar Ersatzwörter. Ein «Land» – ist das die «Heimat»? Oder ist es das Staatsgebiet, das den Staat räumlich begrenzt, dessen staatsrechtlicher Bürger oder Bürgerin ich bin? Ist es also so etwas wie der geografische Aspekt der (Staatsbürger-)«Nation»? Wird es, so gesehen, zum metonymischen Begriff für die (letztlich politisch definierte) Gemeinschaft, der man sich zurechnet beziehungsweise der man zugerechnet wird? Oder meint «Land» nicht vielleicht doch noch etwas Stärkeres, nämlich die physische Landschaft, als deren Wirkung ein Volk – «mein Volk» – zu begreifen ist; den begrenzten und bestimmenden, territorialen Lebensraum, der das besondere

Kollektiv prägt, mit dem ich als dessen Mitglied ein Wir-Verhältnis unterhalte? «Wir», die Schweizer und Schweizerinnen, als Eingeborene des Schweizerlandes?

Die zuletzt vorgeschlagene Erläuterung dürfte am ehesten dem nahekommen, was wir implizit im Sinn haben, wenn wir von «unserem Land» sprechen und dabei annehmen, dass eigentlich jeder und jede, wenn sie auch nicht zu «uns» gehören, doch ebenfalls «ihr» Land besitzen.

Die gegebene Worterklärung («Land» als der bestimmende Lebensraum eines «Volkes» und als Metonymie für die Gemeinschaft der diesem Lebensraum Eingeborenen) scheint einigermassen zuzutreffen, dennoch will sie nicht recht gefallen. Und zwar nicht, weil sie nicht stimmen würde, sondern weil sie auf ein Verständnis von «Volk», Ansässigkeit und Herkunftsmacht verweist, das nicht mehr zeitgemäss ist. Doch bevor ich näher auf diese Schwierigkeit eingehe, zwei Feststellungen zur eben vorgeschlagenen Erläuterung:

Erstens wird vorausgesetzt, dass zu einem «Ich» ein «Wir» gehört; und zu jedem «Wir» so etwas wie «ein Land», ein auf der Weltkarte fixierbarer Ort, wo dieses «Wir» ursprünglich zu Hause ist. Zweitens lässt sich an der Tatsache solcher, an sehr vertrauten, aber selten reflektierten, alltagssprachlichen Wendungen abzulesender Zusammenhänge erkennen, dass wir immer noch gewohnt sind, das Selbstverständnis individueller und kollektiver Personen in enge Beziehung zu ihrer räumlich-landschaftlichen Herkunft zu setzen. Jemand ist eben – so reden wir noch mehr oder weniger selbstverständlich – ein «Städter» oder ein «Dörfler», ein «Bergler» oder ein «Küstenbewohner», ein «Schweizer» oder ein «Lusitanier».

«Land» sei der prägende Lebensraum der politischen Wir-Gruppe, die ein «Volk» oder eine «Nation» bildet. Der solchem Wortgebrauch zugrunde liegende Gedanke: dass das geografische Territorium mit seinen Besonderheiten, das «Volk», das in ihm zu Hause ist, sowie die die ansässigen Bewohner verbindende Wir-Bewusstsein eine primäre, gewissermassen ursprünglich-kausale Dreifaltigkeit darstellen, ist eine Überlegung, die den Inhalt des Konzepts «Land» seit Langem

bestimmt. Dazu nur ein Beispiel, nämlich die Schweizland-Analyse Meinrad Inglins. Sie wurde 1928 geschrieben; und sie macht sogleich zweierlei sichtbar: die erwähnte Dreifaltigkeitskonstruktion und deren prinzipielle Antiquiertheit.

«Erinnern wir uns aber [...], dass wir die Heimat im Geheimnis der Einheit von Natur und Volk begründet sahen, die Landschaft ein Schicksalland und als wahre Eingeborene jene bezeichneten, die dem Schicksal ihrer Landschaft eingeboren sind. Der grossen schweizerischen Landschaft also waren die Bewohner aller Sprachgebiete eingeboren, und dies gemeinsame Schicksal offenbarte sich denn auch deutlich genug. Wo wären wir sonst! Niemals, bei uns so wenig wie anderswo, hätten guter Wille und menschliche Vernunft ausgereicht, ein mehrsprachiges Staatsgebilde so beispiellos in Europa durch alle Stürme hindurch zu erhalten; ein Tieferes war hier auf geheimnisvolle Art wirksamer, als die heftigsten Einflüsse aus dem scheinbar übermächtigen Umkreis, die Urverwandtschaft der Eingeborenen dieses Landes. Von hohen Gipfeln aus ist sie fast zu überschauen, aber wem sie auch nie als Ganzes sichtbar vor Augen lag, dem wird sie sich doch, wenn er ihr Einzelnes in unserem Sinne erfährt, vor der inneren Anschauung zum Ganzen schliessen. Sie ist da, allen Sinnen nahe, doch unbegreiflich, eine bestürzende Wirklichkeit, Urlandschaft noch heute wie vor tausend Jahren. [...] Dieser Erdenraum, der mit seiner Luft, seinem Himmel, seinen Quellen und Kräften dem eingeborenen Urgrund seiner echten Bewohner geheim verbunden ist, besteht trotz den flüchtigen Geschlechtern, die oberflächlich darüber hin leben, noch unerschöpft fort.»²⁷

Ich habe diesen Text nicht zitiert, um mich über ihn lustig zu machen. Er dient als Exempel: sowohl für die konzeptionelle Struktur, die hinter dem Begriff des «Landes» steht, und wie für deren zeitgenössisches Veraltetsein. Denn in der Welt, in der wir heute leben, ist diese Wurzelgrundvorstellung des «Landes», diese der agrarischen Kultur der Sesshaftigkeit entstammende Lehre der formativen Kraft des Bodens und der territorialen Bedingungen, ganz einfach «daneben», das heisst, sie passt nicht mehr zu den Umständen, unter denen heute menschliche Gemeinschaften existieren, sich formieren und sich behaupten müssen.

Mit dieser Idee ist im globalen Zeitalter aber auch eine ganze Reihe von weiteren Schlüsselkonzepten fragwürdig geworden, durch die wir den für den politisch-sozialen Bereich basalen Zusammenhang von

Was ist das, ein «Land»?

Individuen, Gruppen und Gesellschaften zu erfassen gewohnt sind beziehungsweise waren; die Nationalstaatlichkeit insgesamt ist als psychopolitische Idee in die Krise geraten.